

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 240.

Montag, 14. Oktober.

1929.

(15. Fortsetzung.)

Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Nessel.

(Nachdruck verboten.)

Die Stimme der Frau schrillte wie das Quietschen der Kreide auf der Schultafel.

Jimmy nickte ihr freundlich zu:

„Sie haben vollkommen recht, gnädige Frau, die Männer benehmen sich heute unmöglich!“

Die Frau blickte Jimmy begeistert an:

„Hast recht, mein Junge!“

In diesem Moment kam der Schaffner und forderte das Fahrgeld.

Jimmy kramte seine Taschen um und um.

„Ich habe doch noch eben bestimmt, vor einer Minute hatte ich den Dollar noch, bestimmt, einen Moment noch, Herr Schaffner, ich muß ihr gleich haben . . .“

Jimmy sah die Frau suggestiv an. Wie unabschöpflich stieß er sie liebevoll mit dem Knie und lächelte dabei.

Die dicke häßliche Frau fühlte sich sehr geschmeichelt. Sie wollte dem höflichen jungen Mann gern helfen. Behutsam griff sie in die Tasche und stieß einen Dollar zu Boden fallen.

Jimmy hatte sie scharf beobachtet.

Er bückte sich rasch und hob den Dollar auf, wobei er nicht verfehlte, der Frau dankbar zuzunicken, was diese mit einem Grinsen quittierte.

„Da ist er ja“, rief Jimmy erfreut, „ich wußte doch, daß ich den Dollar eben noch gehabt hatte!“

Mit der Miene eines Grandseigneurs hielt Jimmy dem Schaffner den Dollar hin.

Jimmy bekam eine Anzahl Cents zurück und steckte sie befriedigt in die Tasche. Er hob sich diesen Notgroschen auf, man konnte nie wissen, wozu er gut war.

An einer der nächsten Stationen stieg die Frau aus und warf Jimmy aufmunternde Blicke zu, aber Jimmy reagierte auf nichts, er hatte seinen Zweck erreicht, alles andere interessierte ihn nicht.

Er dachte wieder an Betty.

Irgend ein Geheimnis hatte das Mädel, irgend eine Atmosphäre umgab sie, die ihm fremd war.

Eines Tages war sie aufgetaucht in der Pension der Mrs. Buttler und niemand wußte, wo sie her kam. Dann hatte sie immer Geld, er konnte sich das nicht erklären. Eine Stenotypistin in New York hat nicht so viel Geld! Da mußte etwas dahinter sein.

Weltverloren blickte Jimmy das Plakat an, das an einem dünnen Faden hing und bei den Bewegungen der Straßenbahn hin und her pendelte.

Er hatte dieses Plakat schon oft gesehen, es hing ja überall, er hatte mit Betty zusammen schon oft darüber gelacht.

Da war eine Frau, die 100 000 Dollar verschenkte! Nein, das war doch zu drollig. Wie kam ein Mensch dazu, 100 000 Dollar so mir nichts dir nichts zu verschenken?

100 000 Dollar für Ellinor!

Jimmy kniff die Augen zusammen. Sein Magen meldete sich schon wieder, er hatte seit dem dünnen Morgenkaffee bei Mrs. Buttler noch nichts weiter gegessen, aber er hatte auch jetzt kein Geld, sich etwas zu kaufen.

Betty hatte immer gelacht, wenn sie gesehen hatte, mit welcher Wonner er das Gesöff, das Mrs. Buttler

Kaffee nannte, herunterschlang, aber was sollte man tun, wenn man Hunger hatte.

Das Plakat schaukelte hin und her.

100 000 Dollar für Ellinor!

Er würde einfach hingehen und sich das Geld abholen und dann würde er aber leben! Fabelhaft würde das werden!

Zunächst kriegte dann Betty einen ganzen Wagen voll Blumen, sie liebte ja die Blumen so sehr, auch Rosen, die so unverschämt teuer waren. Das war ihm dann ganz egal, mit 100 000 Dollar war man ein sehr reicher Mann.

Ja, aber erst mußte diese Ellinor doch gefunden werden. So ohne weiteres konnte man sich die 100 000 Dollar doch nicht abholen.

Jimmy seufzte auf. Sein schöner Traum zerrann.

Wieder dachte er an Betty und die Angst kam in ihm hoch. Man sprach in der Straßenbahn von der Katastrophe. Gott sei Dank war es lange nicht so schlimm, wie er es sich gedacht hatte. Tote gab es überhaupt nicht, auch keine Schwerverletzten, nur ein paar Frauen waren an Rauchvergiftung erkrankt und ins Krankenhaus gebracht worden.

Gott sei Dank, es war mehr Aufregung gewesen, als Grund vorhanden war.

Die Stadt hatte sich schon wieder beruhigt. Man lebte so schnell, daß man in der nächsten Stunde schon vergessen hatte, was in der vorherigen war. Die Zeit sauste mit einem davon, man wußte nicht wie.

Jimmy dachte daran, daß er nun eigentlich seine Stelle umsonst verloren hatte, aber sonderbarweise ärgerte er sich gar nicht. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß ihm heute noch etwas sehr Schönes begegnen würde.

Betty glaubte auch an das große Wunder, warum sollte er nicht daran glauben?

Betty hatte gesagt, manche Leute laufen an ihrem Glück vorbei und wissen es nicht. Nun, er würde jetzt die Augen aufmachen, damit er nicht an seinem Glück vorbeirannte.

Das Plakat schaukelte verheißungsvoll hin und her:

100 000 Dollar für Ellinor!

Jimmy drehte dem Schild resigniert den Rücken! Das konnte einen direkt toll machen, wie einem da die Dollars vor der Nase herumbaumelten.

100 000 Dollar!

Jimmy setzte sich auf einen freigewordenen Platz. Der Herr, der ausgestiegen war, hatte die „Evening Review“ liegen lassen. Jimmy griff interessiert nach der Zeitung. Er konnte sich selbst keine kaufen, aber er humpelte alle Blätter, die ihm in die Finger kamen.

Gleich auf der ersten Seite stand in fetten Lettern: „Heute muß Ellinor gefunden werden, heute ist der letzte Tag.“

100 000 Dollar für Ellinor!

Jimmy runzelte die Stirn.

Wieviel Stunden hat der Tag?

vierundzwanzig!

Wieviel Stunden sind schon vergangen?

Da die Uhr eben elf schlug, konnte er sich orientieren.

Es waren also nur noch ein paar Stunden Zeit, dann waren 100 000 Dollar unweigerlich dahin. Dann konnte er Betty keine Blumen kaufen oder sie ins Theater führen. Ach, wenn er 100 000 Dollar hätte, dann würde Betty ihn vielleicht auch heiraten, obwohl er zwei Jahre jünger war als sie, aber bei soviel Geld spielte das wohl keine Rolle, und Betty würde den mysteriösen Bräutigam, den sie vorgab zu lieben und der noch nie in Erscheinung getreten war, vergessen.

Jimmy dachte angestrengt nach.

Er studierte eifrigst den Stadtbrief, der heute noch einmal ganz ausführlich in den Zeitungen stand. Darauf waren verschiedene große Abbildungen.

Ellinor Stanley in ihrem Auto, Ellinor Stanley auf dem Golfplatz, Ellinor Stanley im Frack, wie sie den New Yorker in der Metropolitan Opera ein Schnippchen geschlagen hatte und Ellinor Stanley in der Gesellschaftstoilette.

Jimmy studierte die Bilder ganz genau.

Diese Ellinor war ein sehr hübsches Mädchen, diese Ellinor war genau so hübsch wie Betty, und das wollte doch schon allerhand heißen. Diese Ellinor sah übrigens der Betty außerordentlich ähnlich.

Ellinor hatte blonde Haare — Betty hatte die schönsten blonden Haare, die man sich träumen konnte.

Ellinor hatte grünlich schimmernde Augen und bei Betty konnte man auch nie wissen, waren diese schönen Augen eigentlich grün oder grau. Er wußte, in diese Augen hatte er sich zuerst verliebt und dieselben Augen sollte diese Ellinor haben.

Das war glatte Übertreibung. Diese Augen konnte nur ein Mensch auf der Welt haben.

Jimmy wurde vor Aufregung ganz heiß.

Er vergaß, daß er eigentlich schon längst hätte aussteigen müssen, er vergaß, daß er der einzige Fahrgäst war. Er hielt die Zeitung umklammert und las und las.

An der Endstation der Straßenbahn schmiß ihn der Schaffner raus. Jimmy stand in irgend einer fremden Gegend, wo er noch nie gewesen war.

Er schaute sich verblüfft um.

„Wann geht die nächste Bahn zurück?“, fragte er den Schaffner.

Der Mann lachte:

„Sie fahren wohl zum Vergnügen Straßenbahn!“

„Ne, ich bin zu weit gekommen!“

„Na, dann seien Sie sich noch ein Momentchen in den Warteraum, wir fahren erst in zwanzig Minuten!“

Jimmy ging in den Warteraum. Hier roch es nach Kaffee und Schmalzstullen, denn die Schaffner nahmen hier ihren Freilunch.

Jimmy hatte keinen Hunger mehr. Er hatte keine Zeit mehr, an das Essen zu denken.

Er breitete die Zeitung auf den Tisch in der Halle aus und vertiefte sich mit grobem Eifer hinein.

Also diese Ellinor, die das viele Geld verschenkte, hatte die Freiheit zu behaupten, sie habe ein ganz kleines Muttermal in Form eines Herzens am linken Oberarm. Das war doch geradezu toll, denn Betty hatte dasselbe Muttermal, er hatte es ganz deutlich gesehen an dem Morgen, als er Betty schon um 1/2 Uhr früh aus den Federn geholt hatte, weil er sie zu George Wellton in die Spinnerei bringen wollte. So einen ganz dünnen feinen Seidenmorgenrock hatte Betty an- gehabt und das niedliche kleine Muttermal hatte durch die rosa Seide geschimmert.

Woher hatte die kleine Stenotypistin Betty Glynn, die in Hoboken in dem schäbigen Boardinghaus der Mrs. Buttler wohnte, nur so einen feinen Morgenrock?

Jimmy verglich die Bilder. Wenn man die Betty in so eine Gesellschaftstoilette stellte, dann sah sie genau so aus, wie diese Ellinor.

Jimmy hielt das Blatt ganz dicht vor die Augen. Wie ein Wexierbild kam ihm die Sache vor, eben war da noch Ellinor Stanley abgebildet gewesen und jetzt sah er ganz deutlich, daß es Betty Glynn war.

„Ich glaube, ich habe Hungerphantasien“, stöhnte Jimmy und trocknete sich mit einem zweifelhaft sauberen Taschentuch die Stirn.

über das Bild stieß. Es war nicht länger zu zweitheimlichen: Ellinor Stanley und die kleine Betty Glynn, die vor einer Woche zu Mrs. Buttler in das Boardinghaus gezogen war, waren ein und dieselbe Person!

Jimmy war erschüttert von seiner Entdeckung.

Sein Kopf fühlte es noch nicht ganz.

„Mancher merkt es nicht, daß er neben seinem Glück herläuft, daß er nur zuzufassen braucht, um 100 000 Dollar zu gewinnen“, hatte Betty gesagt.

Ja, er war nebenher gelauert, er war sogar mit dem Glück im Kino gewesen, und hatte es nicht gemerkt. Und dieser Ellinor Stanley oder Betty Glynn, wie sie sich genannt hatte, hatte er ein Theaterkillet schenken wollen. Dieser Frau, die sicher nicht mehr zählen konnte, wie oft sie schon im Theater und sogar in der Metropolitan Opera gewesen war, hatte er vom Theater vorgeschwärmt und getan, als ob er etwas davon verstände, so eine Dummheit, sie mußte schön innerlich gelacht haben über ihn und seine Begeisterung.

Und der kleine Jimmy, dem eben 100 000 Dollar in den Schoß gefallen waren, wurde ganz traurig.

Kaffeeduft durchzog den Warteraum. Jimmy schnupperte in die Luft. Er war schließlich erst achtzehn Jahre alt und hatte immer Hunger.

Auf einmal wußte er, daß man mit 100 000 Dollar sich immer satt essen kann und daß man sich sogar ein Abonnement im Theater kaufen konnte und nicht nur einen einzelnen Platz.

Als jetzt die Straßenbahn das Signal zur Abfahrt gab, da startete Jimmy zum Endspurt im Wettkampf um Ellinor.

Würde er noch rechtzeitig ans Ziel kommen?

(Schluß folgt.)

Spielende Fische.

Schau das geschmeidig gauklerisch
Und formenreiche Spiel der Fische
Dir nicht nur im Aquarium an,
Dies sich umsiedeln und entstehen!
So bunter Kurvenphantasien
Malt nimmer ein Palettenmann.

Sieh dieses Huschen, Haschen, Neden,
Sich unterm Landungssteg Bersteden
Vor Mittagssonne Flammenwut!
Solch Molaien schleift kein Gläser,
Wie hier vor Sand und Wurzelfaser
Aufblänkt ihre Schuppenglut.

Wie sie girlandenhaft sich schlängeln,
Das Grün und Blau der Fluten gängeln
An ihrer Leiber Bänderpiel,
Mit winzig weißen Mäusern schnauen,
Sich jagen, Parallele laufen
Zur Sonne, Gottes Gondelsiel!

Da blitzt im Freudenprung und Tanze
An Alge, Tang und Wasservlanze
Ihr Arabeskenleib vorbei.
Doch wenn die Sonne senkrecht wendet
Den Gondelsurs, ruhn glutgeblendet
Glockigig Hornhecht, Schwertfisch, Hai.

Arthur Silbergleit.

Aus dem Märchenbuch der Maharadscha

(Eine phantastische Hochzeit. — Was ein europäischer Juwelenhändler erlebte. — Der „Glücksbeutel“.)

Unter Benutzung von Aufzeichnungen aus Gesprächen mit Sudrahmanya Olivurkar von Windisch Sartowsky.

Die Maharadscha sind nicht indisches Volk. Sie sind die Fürsten, und eine Rasse für sich. Indisches Volk verachtet Reichtum, wenn ihm nicht größerer Reichtum der Seele geprägt ist. Welcher Mensch aber wäre so seelengroß, um die Schätze seines Seelenlebens den Juwelenhäufen eines Maharadscha zu vergleichen? So sind die Maharadscha ein Volk für sich, mit eigenen Sitten, eigenen Anschauungen. Vorbehaltlos verstehten kann sie wahrscheinlich nur der, der selber ein Maharadscha wäre. Aber der schwiege dann wohl ebenso wie die anderen schwiegen. Denn schwiegen — was

Maharadjscha verliegenet, auch wenn er äußerlich scheinbar europäische Sitte angenommen hat. Deshalb stammen Berichte immer von Außenstehenden und können immer nur Beschreibungen sein dessen, was äußerlich sichtbar ist im Leben der Maharadjscha. Das Unsichtbare, das Seelenleben, hat noch keiner ergründet. Vielleicht ist es reich im Verborgenen, wie die ungeheuren Schäke, die es umgeben mit äußerem Prunk; vielleicht auch sind die phantastischen Paläste nur glanzvolle Trugmäler über einem seelischen Nichts. Wer kann es wissen?

Kommt ein Maharadscha nach Europa, oder Nordamerika — Paris, Rom, London, New York, die Riviera sind die bevorzugten Stätten ihres Auftrittens — so ist seine Lebenshaltung äußerlich gekennzeichnet durch eine scheinbar mahllose Verschwendungsucht. Oder wollen die indischen Fürsten einer Welt, die bereit ist, für Geld Seele zu verlaufen, nur beweisen, daß ihre Heimat, obwohl sie nur seelische Schäbe wertet, auch irdische besitzt im Überflusß?

Vor kurzem las man, daß ein Maharadscha Schäfe in die Bank of India überführen ließ in solchem Umfang, daß die Bankverwaltung besondere Räumlichkeiten ausbauen lassen mußte, um die Werte zu bergen. Und diese Schäfe waren nur überschüssiger Teil des Reichstums, den die eigenen Schathäuser nicht mehr fassen konnten! Wie viel von diesen Schäfen als heimliche Unterstützung ins Volk zurückfließt, bleibt unbekannt. Die Europäer — in der Begrenzung ihrer Auffassung — leugnen fast stets die Möglichkeit dieser Tatsache. Das indische Volk aber weiß sie — und schweigt. Weil Wissen und Schweigen ihnen höhere Tugend gilt als Nichtwissen — und reden.

Wie das indische Volk schweigen die Maharadscha, obwohl sie nicht indisches Volk sind, sondern eine Rasse für sich. Zwar besuchen sie bei ihren Aufenthalten in Europa mit Vorliebe europäische Veranstaltungen. Aber leider ergründet, ob Europa ihnen ernste Begeisterung ist oder unterhaltsame Bosse. Dass sie ihr Geld ausgeben mit vollen Händen, ist kein Beweis für ernsthafte Schätzung: auch Bosse treiben bezahlt man ja. Weil auch in der Bosse philosophische Erkenntnis liegt; wenn auch meist negative.

Maharadscha, die europäische Gebräuche — scheinbar — annehmen, machen sich vielleicht einen Spaß daraus, ähnlich wie Europäer, die auf einen Mastenball — als Maharadscha — sehen. Denn alle Inden — weshalb nicht auch die Maharadscha? — sind zu sehr durchdrungen von einer Kultur aristokratischer Geistigkeit, um sich einzufangen zu lassen von den Lodungen europäischer Kultur, die, besonders heutigenfalls, sich auszeichnet durch ein überbetonten technischen Fortschritts, wodurch seelische Entwicklung gehemmt wird bis zur Verkümmерung. Hinduismus trennt zwar rigoros die Menschen in „Kästen“, d. h. in Menschen verschiedener seelischer Entwicklungsstufen, die sich in ihrem derzeitigen Zustand nicht miteinander vermischen sollen. Aber er ist, ebenso wie der Buddhismus, eine Lehre vom seelischen Aufstieg in immer neuen Verkörperungen. Materieller Lohn seelischer Aufwärtsentwicklung ist Wiederverkörperung in höherer Kaste. Diese Auffassung macht auch, im gläubigen Indien wenigstens, jede europäische Auffassung einer „Sozialisierung“ unmöglich. Es ist Tatsache, daß auch der ärmste — gläubige — Inden Berachtung hätte für das Bestreben einer Aufbesserung seines elenden derzeitigen Erdenbeseins durch andere Mittel als durch geistige. Weil jeder Inden überzeugt ist, daß derzeitiges Erdenleid sich longriunt in seinem seelischen Entwicklungszustand.

Diese Einstellung lässt ihn die Last der Armut ebenso gelassen ertragen wie den Glanz unermesslicher Reichtümer. Es gibt keinen Inde, der an irdischen Schätzen geizig flebt wie so viele Europäer. Daher die stets offene Hand der Reichen, die Freude am Schenken, die Fähigkeit zum Brunn, nur aus beglückendem Genuss daran.

Der Erzadsha von Indur zum Beispiel, der abdanken musste, weil er gegen Landesfeste und Gesetze sich in eine Amerikanerin verliebt hatte und erklärte, sie zu seiner einzigen Gemahlin machen zu wollen, ließ sich die Ausstattung seines Hochzeitstages ungefähr eine halbe Million englischer Sterling kosten (etwa 10 Millionen Mark!!!). Die Heirat, die in Barhaha stattfand, musste von märchenhaftem Glanz gewesen sein. Die Braut, die mit ihrem Mädchennamen Nancy Miller hieß, war bereit, Vaterland und Religion ihrer Herkunft zu verleugnen und konvertierte am Hochzeitmorgen feierlich zum indischen Belehnntnis. Dabei erhielt sie den klänglichen Namen „Devi Shanti-lebi taasi“, was ungefähr bedeutet: „Eine, die der Pflicht sich beugt aus Liebe und dadurch Freude und Begeisterung findet.“ Sie musste ein Reinigungsbad bestiegen und unter bestimmten Zeremonien wiederholt darin untertauchen. Sodann wurde sie in ein reiches indisches Gewand gekleidet, das bedeutet war mit Perlen und Saphiren von unschätzbarem Wert. Bei der feierlichen Namensgebung wurden ihr die Ohrläppchen mit kostbaren Ringen durchbohrt, einem Geschenk des Radsha; denn

Sitte, um Zeit der Namensniedigung, das gewöhnlich am dreizehnten Tage nach der Geburt gefeiert wird, dem Kind die Ohrläppchen zu durchstechen, um die Ohringe, die ein besonderes indisches Symbol sind, darin anzubringen. Zwei Karawanen, bestehend aus einem Hundert von Elefanten und Kamelen, wurden von entgegengesetzten Punkten zu gleicher Zeit abgelassen. Sie trugen die Geschenke, mit denen die Verlobten sich gegenseitig bedachten, in prunkvoller Schau. Auf ihrem Marsch, stundenweit sich entgegen, durchquerten sie zahlreiche Dörfer des ehemaligen Fürstentums, begleitet von staunenden und bewundernden Räusen der Menge. Unter einem ungeheuren Zelt von kostbaren Stoffen und Teppichen begegneten sich die Züge. Hier entwidelt sich dann die religiöse Zeremonie der Hochzeitsfeierlichkeit unter Anwesenheit von über tausend geladenen Ehrgästen. Bei der Trauung erhält die Braut einen Kopfschmuck aus Diamanten und Perlen. Der Radsha selbst steckt ihr an den Finger einen Platinring mit einem wunderbaren Brillanten, den man vorher an seiner Hand gesehen hatte. An dem Festmahl, das der religiösen Feierlichkeit sich anschloß, nahmen an 15 000 geladene Gäste teil. Außerdem wurden Speisen und Getränke an das Volk verteilt, das aus weitem Umkreis herbeigeeilt war. Der Bau des Palastes, den die Jungvermählten bezogen, soll 900 000 Pfund Sterling (18 Millionen Mark) gekostet haben. (Man sagt allerdings, daß das schässbare Vermögen des Radsha 15 Millionen Sterling betrage. Doch sind dabei nicht mitgesäählt kostbare Leinen, für die man einen Materialwert überhaupt nicht angeben kann.)

Nicht alle Maharadscha aber besaßen noch ungeschmälert die Reichtümer ihrer Vorfahren. Nichts Indisches ist ungeschöpft. Aber europäische Großstädte haben unersättliche Nachen. Was sie geschluckt haben, ist verloren. Einmal ließ ein Maharadscha — sein Name soll nicht genannt werden — einen bekannten Wiener Juwelier rufen, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen hatte. Der Juwelier, von dem bezeichneten Vertrauen in seiner Eitelkeit zwar geschmeichelt, war noch geschäftstüchtiger als eitel und vergaß nicht, einen Koffer mit Edelsteinen mitzunehmen, die er bei dieser Gelegenheit mit teurerem Gewinn zu verhandeln gedachte. Mit auffallender Freundlichkeit wurde er empfangen. Es wurde ein intimes auserlesenes Frühstück gereicht, und dann holte der Maharadscha aus einem Schrein eine kleine Sammlung kostbarer Juwelen. Er breitete sie vor dem Juwelier aus und bat um ein sachmännisches Werturteil. Der Juwelier, um dem Fürsten zu schmeicheln und ihn dadurch für seine beabsichtigten Geschäfte günstig zu stimmen, nannte einen Preis weit über der Höchstgrenze des Handelswertes. Der Maharadscha lächelte befriedigt, und dann — bot er dem überraschten Juwelenhändler die Edelsteine gnädig für den von diesem genannten Preis zum Kauf an, da er in augenblicklicher Verlegenheit an Bargeld sei. Mit saurer Miene mußte der Händler eine Anzahl der Steine zu dem von ihm selbst geschätzten Überpreis erwerben, wollte er nicht seinen Ruf gefährden als vertrauenswürdiger Geschäftsmann. Er soll sich aber heimlich geschworen haben, in Zukunft seinen Kunden gegenüber vorsichtiger zu sein in der Abschätzung eines Handels, auch wenn der Kunde — ein Maharadscha wäre.

Wirkliche Freundschaft gegenüber Eutovären von seiten der Maharadjscha hat man verhältnismäßig selten beobachtet. Vereinzelt hat wohl ein Maharadjscha eine belonderte Person mit seinem Vertrauen beschenkt, aber stets waltete dann über einem solchen Verhältnis für den Außenstehenden etwas Geheimnisvolles. Die Stellungnahme der Maharadjscha zur europäischen oder amerikanischen Gesellschaft ist äußerlich; die Bevorzugung der obersten Schichten nur eine Frage der Ästhetik. Abendliche Geselligkeit bietet auf angenehme Weise oberflächliche Zerstreuung, ohne Gedanken, die um höheres kreisen wollen, länger abzulenken als für den Augenblick. Abendländische Geselligkeit enthüllt aber auch gleichzeitig die ganze innere Hohlheit der herrschenden abendländischen Kultur. Mag sein, daß manche scheinbar bizarre Laune der Maharadjscha in Wirklichkeit Ausdruck schärferer Ironie, schneidenderer Verachtung ist. Man erzählt zum Beispiel von einem Maharadjscha, der sich viel in Paris aufhält und besonders erfinderisch gilt im Ausdenken sensationeller Seltsamkeiten, einen Einfall, den man sich ausspielen mag wie man will. Die Mehrzahl derer, die nicht mit den Mysterien indischen Wesens vertraut sind, wird geneigt sein, in diesem Einfall weiter nichts zu sehen als den erzätzlichen Scherz eines Mannes, dem es Vergnügen macht, auf unterhaltsame Weise sein Geld zu verschleudern. Wer aber einmal indisches Wesen erahnt hat, erkennt in diesem Einfall etwas durchaus anderes.

„Der Glücksbeutel“ etwa ist dieses Spiel zu benennen. Jeder Gast, den der Maharadscha empfängt — und es sind fast stets Angehörige der obersten Gesellschaftsschicht — darf beim Betreten der Räumlichkeiten in einen Sack fassen, der

volleslebst ist mit einem Alterlei verschiedenster Art. Wohlgemerkt: es besteht nicht der Zwang, in den Sac zu fassen, nur die Erlaubnis. Aber fast jeder macht Gebrauch von dieser Erlaubnis. Denn in dem Sac sind kostbarkeiten enthalten, die viele tausend Franken wert sind, neben spielerischen Belanglosigkeiten bis zum einfachen — Hosenknopf hinab. Jeder darf sich einen einzigen Gegenstand herausgreifen, mit verbundenen Augen, auf einen einzigen Griff, nach nicht länger als fünf Sekunden Überlegung. Greift einen Wertvollen, wird er bejubelt (und heimlich beneidet): die weniger Glücklichen werden noch obendrein ausgelacht. Nur der Maharadscha bleibt stets unbeweglich in seinen Mienen, und wer nach der üblichen Logik denkt, glaubt ihn gelangweilt.

An manchen Abenden hat er aber für die eingeladenen noch eine weitere Überraschung bereit: auf einen bestimmten Wink erscheint der indische Lieblingsdienner und verkündet den Gästen in tadellosem Französisch, daß in einem der angrenzenden Zimmer eine gewisse Anzahl von Wertsachen verstellt sei; jeder darf den Gegenstand, den er findet, behalten.

Ein Teilnehmer einer solchen Veranstaltung, beschämter, erzählte später, wie sich Herren im Frau und Damen in Gesellschaftsstoilette rücksichtslos gegen die Tür des betreffenden Zimmers gedrängt hätten, weil einer dem anderen im Eintreten vorzuzommen trachtete, wie ein Suchen begann unter Tischen, Stühlen, auf Schränken, zwischen Kissen, Büchern, selbst in der Asche des Kamins. Wie der Anblick ein unendlich entwürdigender gewesen sei. Eine alte, vornehm gekleidete Dame zum Beispiel angelöst von einem Hinter, schwang mit vieler Mühe ihren Körper unter einen Diwan. Keuchend zog sie einen prachtvoll schillernden, geschliffenen Stein darunter hervor: leider war er bei näherem Zusehen — aus Glas. Eine Herzogin fand eine kostbare Perle am Halsband des Hundes; darüber verfiel eine andere Dame, die kurz vorher mit dem Hund gescherzt hatte, ohne die Perle zu bemerken, in Schreikrämpfe. Herren bemühten sich um die Hostess; aber es schien, daß sie diese Kavalierpflicht als unbequeme Unterbrechung empfanden und den andern den Vorprung im Suchen missgönnten; denn ihre tatsächliche Aufmerksamkeit galt nicht der schreienden Dame, sondern den Auswüsten der Überraschung oder Enttäuschung, mit denen die andern ihre Tätigkeit begleiteten. Und der Maharadscha sah dabei; im unbeweglichen Gesicht konventionelle Freundlichkeit. Aber hinter dieser freundlichen Maske — in seltsam kurzem Aufblitzen — trockne mahllose Verachtung beim Gedanken an das Gelingen seines Beweises, daß Europa für Erlangung eines materiellen Vorfalls sich zum Narren jeder auch die Persönlichkeit entwirkt. Laune macht. Denn wie in Paris, wäre ihm dieses Experiment überall in Europa oder Amerika gelungen. Beschämende Bestätigung, daß die Herzen auch der obersten Gesellschaftsschicht nicht Seelenadel beherrscht, sondern — materielle Gewinnsucht. Wie die Niederer, die sich um Absalboden bogen.

Vielleicht ist dieser Maharadscha ein Ablömling jenes indischen Fürsten, den man, vor etwa drei Generationen, gesellschaftlich untergeordnet zu behandeln wagte, weil — seine Haut farbig sei. Dann wäre diese Demütigung eine zwar späte, aber in gewisser Beziehung gerechtfertigte Sühnung jener Beleidigung.

Indien hat ja überhaupt einen anderen Begriff der Zeit. „Zeit ist Geld“, diese unsinnige Anschauung, die mitschuldig ist am Niedergang der Geisteskultur des Abendlandes, gilt nur für die Umwelt des technischen Fortschritts und der materiellen Gewinnung. Geistiger Fortschritt ist zeitlos. Wer die Geheimnisse Indiens versteht, weiß, daß geistiger Fortschritt mühelos dem Strebenden zufällt, der reif ist zur Erkenntnis. Er weiß aber auch, daß eine Stufe aufwärts in der Erkenntnis mehr wert ist als hundert technische Erkenntnisse. Deshalb ist der wahrhaft Wissende schweigend. Nur der nach Wissen Strebende plaudert wohl noch gelegentlich in Andeutungen über das, was ihn bewegt. Das ist verständlich. Denn Maharadscha der geistigen Erkenntnis sind auch von wahrhaft Strebenden nur die Ausgewählten.

Die Parabel von den beiden Hunden.

Von Max Havel.

Wenn ich ein Kaffeehaus besuche, nehme ich das Getränk ungesüßt. Solcherart habe ich gelegentlich ein paar Stücke Würfzucker bei mir, denn ich stecke die bezahlte, aber unverwendete Beigabe zum Kaffee oder Tee in meine Westentasche und serviere sie dann auf der Straße meinen Freunden aus dem Tierreich, den Pferden und Hunden.

Kürzlich kam ich an einer Villa vorüber, in deren Vor-garten zwei Hunde lagen: ein langhaariger Dackel und ein

rabenschwarzer Schnauzer, der, genauer betrachtet, aus mehreren Rassen bestand. Und hier, an der Villa, durchs Gitterwerk hindurch, ließ ich meine Lillienweißen, quadratischen Gaben schimmern. Die Hunde sprangen denn auch gleich auf die Beine und sahen verlangend nach dem Zucker. Sie liebten den Zucker, wie der Mensch die Sünde. Und für Hunde, die den Zucker lieben, ist es ein Kleines, darum aufzumachen. Und der schwarze Schnauzer erhob sich nach längerer Erwagung, ob der Preis die Mühe lohne, zur reisenden Position des Aufwartens und sah in demütiger Bitte und mit funkelnd lebendigen Augen vor mir. Aber der Dackel war bloß schön und hatte nichts gelernt. Er konnte nicht aufwarten und beschränkte sich darauf, mit seinen guten, glänzenden Augen nach dem Zucker zu schwärzen. Es war natürlich, daß ich den gelehrigen Schnauzer zuerst beschenkte. Leistung besticht, Einsatz bezwingt. Er hatte etwas eingelegt und die Leistung vollbracht. Und so wurde ihm der Lohn. Ein süßer Lohn. Aber was sollte ich mit dem langhaarigen Dackel beginnen? Er stand harrend zu meinen Füßen und blieb vielläufig stumm zu mir heraus. Gewiß war sein Appetit nicht geringer als der des Schnauzers — auch er wollte etwas erhalten. Und was konnte er dafür, wenn ihm das Aufwarten noch nicht beigebracht worden war? Ja, und selbst wenn er zu dumm gewesen wäre, um das Aufwarten zu erlernen — wer konnte ihn dafür verantwortlich machen? Ich mußte mir sagen, daß ich ihm meine Gabe bloß deshalb, weil er ungelehrig oder ungelehrig war, nicht vorhalten dürfe — und so warf ich auch ihm ein paar Zuckertüddchen hin. Und sie schmeckten ihm so trefflich wie dem Schnauzer — und der Schnauzer machte sich nichts daraus, daß sein Gefährte ohne Arbeitsleistung zum Lohn gekommen war. Und so entwringen beide Hunde die gleiche Menge meines Zuckers: der Hund, der aufgewartet hatte, und der Hund, der nicht aufgewartet hatte.

Und dann, später, fiel mir ein, daß es die ewige Güte mit den Menschen ganz ähnlich mache. Sie gibt ihnen, was sie bedürfen, ehe denn sie darum bitten. So wie der Dackel von mir den Zucker empfing, ehe denn er aufgewartet hatte.

Welt u. Wissen

Alter Tabak. Die österreichische Tabaktrage richtet zurzeit ein Tabakmuseum ein. Eins der wertvollsten Stücke, das dieses beherbergen wird, dürfte eine Kollektion Zigarren sein, die im Jahre 1844 hergestellt worden sind. Sie fanden sich vor einiger Zeit unter alten Attiken und Vasen in der Finanzlandesdirektion in Linz. Die Glimmstengel, die nach dem Urteil von Kennern noch jetzt ein hervorragendes Aroma besitzen, waren seinerzeit nicht zum Verbrauch bestimmt, sondern dienten, wie sich aus einer dem Kästchen beigefügten Instruktion ergibt, wahrscheinlich der Belehrung der Zollbeamten, denen sie Fingerzeige bei der Beurteilung von Schmugglerware geben sollten. Neben einer genauen Beschreibung und Längenangabe der österreichischen Regiesigarran enthält das aufgefundene Schriftstück eine Aufzeichnung der Eigenschaften, in denen sich die österreichischen wesentlich von den ungarischen Zigarren unterschieden. Im Lande der Stephanskrone wurde nämlich das Tabakmonopol, das in Österreich seit 1784 bestand, erst 1850 eingeführt. Als bemerkenswerte Kennzeichen der „Gefäßsigaren“ wurde u. a. angeführt, daß sie am einen Ende nicht scharf abgeschnitten wären, im trockenen Zustande sich hart anfühlen und eine Einlage aus reitem Blatt enthielten, während dieses bei den ungarischen Erzeugnissen noch unreif und grün aussähe. Eine Eigentümlichkeit im damaligen Handel war es, daß der Preis für einzelne Stücke sich niedriger stellte als für Packungen. Das mag daran gelegen haben, daß die Packungen nicht praktischen Zwecken dienten, sondern mehr als Luxus betrachtet wurden und dementsprechend kostbar ausfielen. — Die Kollektion, von der hier die Rede ist, enthält auch eine der ersten Regiesigaretten, damals Papierzigarran genannt. Diese aus derben Papier hergestellten Rollen mit einem Holzmundstück enthielten geschnittenen Knäster und Argostabak und fanden, was man verstehen kann, fast gar keinen Absatz. Auch als man im Jahre 1865 dazu überging, „Doppelzigaretten“ zu fabrizieren, d. h. solche Papierzigarran, die an beiden Enden ein Mundstück besaßen und „vor Gebrauch“ in der Mitte auseinander gebrochen werden mußten, führte das nicht zu einer Steigerung des Konsums. Die Füllung bestand nämlich immer noch aus geringwertigem Pfeifentabak.